

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 9 (1919)

**Heft:** 5

**Artikel:** Spartakus

**Autor:** [s.n.]

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-633359>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 21.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

„Ja, u jis?“ het's du bim z'Mittagässse gheiße, wo sie a däi Gibe sälig g'hätschet u vor Verdrus höch g'höet bei, „u jis? Was wei m'r jis mit däm Huuffe Fleisch?“

„Als sälber ässe möge m'r nit, da müchte m'r ja no z'Nacht uuf ga dranne worgle, u de lüs's is grad einischt nache.“

„U für's i d's Chemi z'häiche-n-isch es z'wnt usse, d's Gschmös rüert sich ja scho starck, u de wurd is das Mutteli am Aend no ume läbig u chäm is bogeswys etgäe.“

„Du Lappi, gäll, du hättischt drum fölle“ etwütscht es Annelisi, wo=n=es es Chnöchli het abg'rället gha u 's unger e Tisch gheit.

Aber da gseht es sy Chriegeli ume hange-n=am Tens-torriegeli, u het abbroche-n=am läär gschlüdt.

Nu, item! Sie si du schließlig zläme räting worde, Chriegi mües grad nach em Nesse-n-i Bäre-n=ache ga luege-n=u frage, gob sie=n=en ächt nit öppen=öppis vo däm Fleischeli abnähmte, vawäge, die choche ja dert nit nume-n=am Sunntig Fleisch, mache ja schnts mängscht no sogar z'mitts i der Wuche Bratis, u müesse gäng öppis Guets parat ha für usz'stelle, we Here chöme, Gumeine u Wöhngsche un anger Gluschtihung, oder we Schuelmeischter-Synagoge-n=agstellt ischt.

Das het 's Chriegelen richtig jis chönne un ischt ihm huushöch aghulfe gsy, echly dörfe ga z'hödle, für-n=es Händeli hälfe z'schmiede-n=u derby es Trüfeli oder zwöi zue sich z'zwänge, u däne zwöine viellicht no-n=es dritts müesse nacheschide, für ga z'luege, daß sie nit urichtig wärde zläme.

Sys Näsi het ume=n=afah zünite vor Freud u d's Bärtli waggele, wo=n=ihm Annelisi het d's Hemmlischknöpfli ug'chnübel u d'Suppentröpf am Burgunderhemmli abg'hrauet. U wo=n=es no=n=e stränge Blid tuet i das verwätterete Gsichtli u merkt, was Gattigs, isch es du doch schier mißtreus worde-n=uber reuig, daß es nit sälber abg'wadlet ischt, u het ab allem Usegah däm reiße Chriegeli zue-gsproche-n=u Kunsah gäh u d'Chriegsartikel verläse, un ihm no unger em Türgreis es paär Schüßli nachepülveret: „U daß d' m'r de nit blybscht hode bis anno Tubak, hescht ghört, süscht will d'r de d's Maji singe, zell druif! — U vermarzele m'r d's Fleisch nit, säge-n=i, u lah di vo der Bäre-Blodere nit öppen=über d's Chüblu bühre, das ischt drum gar e gytligi!“

„Ja, jaa, u git übereim o nüt vergäbe, nit emal uf e Chnebel,“ het Chriegeli o no ghulfe balge, u het sich flääz vom Hüttli dänneg'macht, für nit öppen=über dä Chnebel no müesse-n=Uskunft z'gäh.

Glächig ischt er d's Högerli ab pfiret, guet z'gäggels u wohl im Täber, het d's Wülli gspit, wie wenn er scho nach em=n=e Glesli zahleti, u vor sich häre pfnyffleret: „Zeit reisen wir's zum Tor hinaus!“

„Ja, jaa, zum Tor hinaus, mit de Bohnstäde, jaa, jaa,“ müejet er drusache, „u die Chäkere liege no im Wald hinger u si gottsvergässe schwär, däich men o, grün u scho im Saft! We die Hagle nume scho vürebugglet wäre! — Hußiadisch, das wird no eis z'pyschte-n=u z'schwiže gäh. U ha scho die letscht Nacht hös gha wie-n=e Hung! em Tisch u macht d's Gaffee use, un obedruuf no=n=e Fläschli Pütschiere, schaffet e le Streich, un überein müeschrüpple-n=u chnöch, für-n=es paar Fränkli z'erschinte! Geit doch unglücklich zue uf der Wält, u wenn e Grächtigkeit wär un i Menschter, so müest mier dä Praschi, jis wo=n=ihm gschwänzet ha, die Bohnstäde bim Stumpe-n=alleszäme cho us em Wald fuge! Ja, my Tüuri! Aber äh, wart dä nume, dä chunnt m'r wie lycht de scho no dra, dä — — —!“

Dermit ischt er bim Bäre d'Geißbägerstäge-n=uuf, aber dasmal nit chrumme u mit churzem Ate. Fei echly hächne-n=isch er der Gang hingeretrappet i d'Geschäftslube-n=chne, het es Trüfeli bschadt bim Stuhemeitschi, d's Zwängi

derfür uf e Tisch gheit u derna dem Bärewirt sys Händeli vorbracht.

Dä het hinger em Tisch d's Bogeschilee gspannet u d'Chübeliwscht unger em Chini über e Hemmlischrage-n=acheg'rugelet u mit syne Boltauge däm Manoggeli ume=n=e Schlätterligi i Lhb g'jagt, hñgerbar, wo=n=er du no feiß het afah hueschte, gchmgchm-höm, u vo verrechte Geißz=n=abgstanngigem Fleisch dirble.

Da ischt Chriegelin d'Chächi verflog, un er ischt da-gstange, vertärt, wie wenn er d's Brönzgütterli hätt la uf d'Vjechi gheie, het der Bärewirt ag'luegt wie-n=e gstochni Geiß un afa jammere-n=u nölli tue, wie übel daß es=n=e gange syg, daß sie das Tierli heige müesse mehge. U het g'rüemt, wie-n=es es zarts, subers Fleischli heig, appetitlig daß nüt eso, es syg drum gar es gschlachts gsy, im mingsthe nüt schnäderfräig. Un es freins, myn Gott! U süberliger weder mänge Möntsah, u sie heige's fascht gha wie-n=es Ching, är u Annelisi.

U drum heig's ihm fascht d's Härz abdräit, wo=n=er's heig müesse z'Vode schlah mit em=ne Chislig u 's stäche, dert bim Hageichli hinger, wo=n=er ihm der Döpfel im Hals nit heig möge=n=erredre, gäb wie-n=er ag'wängt heig u gäng frisch ume probiert=ne z'pade, zum mingsthe gwüß öppen=ne Stung lang.

U het sich in e Verdrus hchog'redt u weiß Gott müesse schnüpfe-n=u mit em Ermel der Nasetropp preicht, wo=n=er het wölle d'Auge wüsch, un es zwöits Trüfeli het er müesse-n=uber sys grohe-n=Eländ schütte.

U für gwüß het's nit viel gfäht, so hätt das Gjammer o no bal dem Bäremani d's Majewasser zoge.

Er het emel mit sym feiße Tubakseidelmuul müesse-n=afah figureetle, het usgha u hinger em Büffee e Meiel voll in eim Schnall achegstellt, ischt einischt zum Pfäischter vüretrappet, het dert no chly g'wärweijet u d'Chübeliwscht tröhlt u nach schließlig dezidiert un ume Chriegelin zueg'chert.

„H—ja, h—ja,“ macht er, „so mües i däich cho luege u der's abnäh, das Gschäppen!“

Er het Chriegelin süscht no rácht wohl möge Lyde, u hätt ihm gwüß näcti die Guttore Chirsiwasser uf e Chnebel gäh, wenn ihm nit in Regierig so ungsinnet u unerhannt dezidiert wär zwüschenhche gchosse.

„Het ächt no eis Blatz, was meinscht?“ blinzlet er Chriegelin, u schäicht ihm no=n=es Stiefeli n.

Er het's hauft dörfe risgiere, öppis la z'gheie, vawäge, der sälb Tag ischt im Bäre nüt g'regiert worde, d'Regierig ischt über Land gfahre, zum=ne=n Augeschyn in=ere Wiegz, u vor em Abe nit gsy zrugg z'erwarte.

(Schluß folgt.)

## Spartakus.

Vincenzo Bela hat den kühnen Sklavenbefreier dargestellt, wie er sich mit geballter Faust und gezüldtem Dolch, die gesprengten Fesseln noch mit sich schleppend, auf den Gegner stürzt. Die furchtbare Entschlossenheit eines Menschen, der die heiserlehnte Freiheit um den Preis seines Lebens erkaufen will, kommt im Geltus dieses Kunstwerkes zum wunderbaren Ausdruck. Der thrazische Gladiator unterlag bekanntlich mit seinen Getreuen im ungleichen Kampfe gegen die Legionen des Crassus. Ob Karl Liebknecht und seine Anhänger an das traurige Schicksal des Unterliegenden dachten, als sie sich den Namen des römischen Sklavenbefreiers zu eigen machten? Oder ob die Arbeiter aus Berlin-Moabit damit ihre Entschlossenheit zum Ausdruck bringen wollten, das verhakte Toch des Kapitalismus, gelte es was es wolle, abzuwerfen? Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg sind tot. Spartakus ist zerschmettert. In Nekrologen hebt man billigerweise das Gute hervor und deckt die Schwächen und Fehler des Verbliebenen mit dem Mantel christlicher Liebe zu.



Die Strassenkämpfe in Berlin: Potsdamer Jäger auf den niedergekämpften Barrikaden vor dem Büxenstein'schen Verlagshaus.

„Die Hilfe“, das Organ Naumanns, veröffentlichte kurz vor dem Spartakisten-Aufstand einen Aufsatz von G. Hildebrand über „Bolschewismus und Liberalismus“. Dieser Aufsatz enthält Stellen, die wie für einen Nachruf auf Spartakus geschrieben sind. Zum mindesten wird Hildebrand den Berliner Barrikadenkämpfern psychologisch gerecht. Der deutsche Arbeiter hat ein zweifaches Sklavenjoch getragen, das des Militarismus und das der gewerkschaftlichen Organisation. Vom ersten befreite ihn die Novemberrevolution, vom zweiten wollte ihn Spartakus befreien. Die „Sozialisierung“ auf dem langen bürokratischen Wege der Kommissions-, Delegierten- und Versammlungsbeschlüsse aller Art kam den Radikalen zu umständlich und zu zeitraubend vor. Zudem blieb der Initiative und der Mitarbeit des Einzelnen zu wenig Spielraum bei diesem „Hineinwachsen“ in den Sozialstaat. . . . „Die Spartakisten“ — sagt Hildebrand — „verwirklichen nämlich oder suchen zu verwirklichen — nichts anderes als die freie und selbständige wirtschaftliche Aktivität der arbeitenden Individuen.“

„Wie kommt es“ — heißt es im Aufsatz weiter — „dass dieser Gedanke der unmittelbaren persönlichen Aktion aller Beteiligten zur konkreten Verwirklichung des Sozialismus an Ort und Stelle der zufälligen Arbeitsgelegenheit — dass dieser Gedanke wie ein Bränefeuer in der Arbeiterschaft um sich friszt, sobald einmal neben den äusseren gewisse seelische Schranken niedergebrochen sind? Ja, wie kommt es? Wie ist es gekommen, dass wir Soldaten die letzten acht Tage vor der Revolution um keinen Preis mehr uns zu der vorgeschriebenen Ehrenbezeugung vor den Offizieren überwinden mochten, die wir doch 50 Monate lang unermüdlich vorexerziert haben? Der Wille zur Selbstüberwindung war eben mit einem Male zu Ende. Es ging nicht mehr. Der Wille, als freier Mann seines Weges zu gehen, war plötzlich inneres Gesetz geworden. Und nun eine Masse von Soldaten, die obendrein noch im Massenbetriebe drinstanden, die den Freiheitswillen gemeinsam als Massenwillen erlebten! Sie mussten ja notwendig ganz von selber, aus innerer Zwangsläufigkeit heraus, zur neuen, selbstgegebenen Massenordnung gelangen, sobald der äußere Anstoß in die ausgereifte Situation hineinplatze. Und nun eine Masse von Arbeitern, die dunkel oder bewusst, seit Jahrzehnten oder seit der Kriegsdurchnetzung, dem Tag

der sozialen Revolution entgegenharrte! Nun war er da, der langersehnte Tag! Nun waren die Ketten gefallen. Das Volk der Arbeit und das Volk in Waffen eines Sinnes, eines Willens, alle Hindernisse wie fortgeblieben, die der Volksherrschaft in Reich, Staat und Gemeinden entgegenstanden — und die „Volksherrschaft“ soll bleiben? Im Betrieb soll man nach wie vor still und pünktlich erscheinen, still und pünktlich verschwinden, das Maul halten und alles so nehmen und ertragen wie es vorher war? . . .

Es kann meines Erachtens keinem Zweifel unterliegen, dass die bisher geübten politischen und gewerkschaftlichen Methoden dem aktiven Betätigungsdrang des Individuums genau so wenig Nahrung geboten haben, wie die bürokratischen Regierungsmethoden des Obrigkeitstaates, denen sich Partei und Gewerkschaften getreulich angepasst haben. Was hat denn der einfache Arbeiter in Wirklichkeit für seine Sache zu tun? In Budenbesprechungen und an Zahlabenden kann er wohl dann und wann einmal „eine Lippe risieren“, aber schon im allgemeinen (selbst noch geschlossenen) Partei- und Gewerkschaftsversammlungen gibt es bereits ein Spezialistentum des Wortes und gar erst der

Anträge. In großen Versammlungen kommen nur noch die einer besondern Auslese entstammenden Gewohnheitsredner zur Geltung. Was gibt es außerdem noch? Flugblätter austragen und einige noch seltener Beschäftigungen. Nur in Wahl- und Streitzeiten eine lebhafte Anspannung. Die wirkliche Arbeit leistet und den wirklichen Einfluss hat die Bureaucratie. Damit lässt sich in ruhigen Zeiten wirtschaften — wir haben gesehen, wie es gegangen ist —, aber jetzt, inmitten der Revolution, auf die bedächtigen Schritte der Bureaucratie angewiesen zu sein, die Vergeßlichkeit der Produktionsmittel aus den langwierigen Kommissionsitzungen tropfenweise herauszittern lassen zu müssen — das ist wirklich für einen überzeugten Kommunisten eine schier unerträgliche Geduldsprobe. Man wirft den Krempel beiseite und versucht es selber. Man will sich mit einemmal nicht mehr dirigieren und vertreten und hinhalten lassen, will endlich sein eigener Herr sein! So entsteht gerade nach dem in unendlicher Geduld getragenen unendlichen Kriegsdruck im Frontheer wie im Arbeitsheer der Heimat der explosionsartig sich durchsetzende und ausbreitende Wille zur Freiheit, zur Selbstbestimmung, zur selbständigen Leitung auch des täglichen Arbeitsprozesses.

In dieser Bewegung steht etwas ungeheuer Gesundes und Großes. Es steht die Ablehnung jeder Art von Bevormundung darin, die Abwehr der Partei- und Gewerkschaftsbureaucratie als der nunmehrigen nächststichtbaren Repräsentanten des Beamtenstaates, der Widerwille gegen das bloße, geduldige und passive Sichbeglückenlassen, der Drang zur freien, selbstverantwortlichen Gestaltung des eigenen Schicksals. Bolschewismus ist das Erwachen der Souveränität der Persönlichkeit in der namenlosen, ewig grauen Proletarierprozession.“

Der römische Spartakus machte sich zum Anführer eines aussichtslosen Beginnens; sein Sklavenheer war schlecht bewaffnet, disziplinlos, von Racheinstinkten geleitet; ihm standen die kampfgeübten Legionen des Konsuls gegenüber.

Auch Liebknechts Unternehmen war zum vornherein ein verlorenes; denn es war mit unzureichenden Mitteln gegen eine zu große Übermacht begonnen. Beide Parteien haben sich mit einer Blutschuld beladen. Hoffen wir, dass beiden Teilen die Einsicht komme, dass nicht mit Mitteln der Gewalt und des Hasses, sondern nur durch gegenseitige Verständigung die neuen Zustände geschaffen werden können, die dem deutschen Volke zum Wohle dienen.